

Wochenbeilage der „Darmstädter Zeitung“

Nr. 40

Darmstadt, den 7. Oktober 1911

6. Jahrg.

Inhalt: Aus der Zeit der schweren Not. Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Hans Hasselkamp. — Das „Vater-Unter der Wetterauer Bauern“ von 1799 und andere politische Satiren aus der napoleonischen Zeit. Von Stadtpfarrer D. Dr. Diehl-Darmstadt. — Quellen und Hilfsmittel der Familienforschung. Von Dr. Ernst Derient. — Der älteste jüdische Friedhof in Deutschland. Von Oskar Lehmann-Mainz. — Stadtpfarrer Dr. Richard Weitbrechts letztes Gedicht. — Sinnsprüche. **Unberechtigter Nachdruck verboten**

Hus der Zeit der schweren Not

Kulturgeschichtliche Skizze von Dr. Hans Hasselkamp.

Das ist die schwere Zeit der Not,
Das ist die Not der schweren Zeit.
(Ghamisso.)

Ein schlimmes Wort läuft durchs Land: Teuerung! Kein Wunder, daß da mancher mit herzlichem Weide der „guten alten Zeit“ gedenkt. Denn freilich ist uns von deren Billigkeit „nummers vil geseit“. Um 1470 z. B. kostete in Sachsen ein Dshle, nach unserem Gelde berechnet, gegen 30 Mark; noch unter Ludwig XVI. wurden in Paris dafür nicht mehr als 60 Francs bezahlt, und der Durchschnittspreis für den alten Dresdener Scheffel (über 1 Hektoliter) Roggen betrug in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts noch nicht 6 Mark. Die Frau von Maintenon stellte für ihre Schwägerin einen Haushaltungsbau auf, wonach ein Hausstand von 12 Personen, Beleuchtung und Heizung eingeschlossen, mit einer Tagesausgabe von 22 Francs oder noch nicht 18 Mark reichlich und auf edelmännischem Fuße erhalten und verpflegt werden konnte. Für diesen Preis kann die heutige Hausfrau noch kaum das Mittagessen für zwölf herrichten.

Genau, das sind Bestehende Zahlen. Und doch sind die Vordredner der Vergangenheit ganz und gar nicht im Rechte. Es ist eben auch hier nicht alles Gold, was glänzt, und wenn man auf die Lebensverhältnisse der alten Zeit etwas näher eingeht, so macht doch manches recht mutig. Vater Dshle für 30 Mark z. B. er hatte mit seinen Nachkommen auf unsern heutigen Viehmärkten wohl nicht viel mehr als die zoologische Neugierigkeit gemein, denn er war nicht rationell gezüchtet und bot wahrscheinlich nichts als Haut und Knochen. Zudem: waren die Preise gering, so waren es auch die Einkünfte, mancher bessere Arbeiter verdient heute mehr, als vor 400 Jahren ein angesehener Beamter an Einkommen genoh. Allein den Hauptvorzug, den ein unbefangener Vergleich zwischen dem Gint und Neht für unsere Zeit ergibt, bildet die unvergleichlich größere und sichere Stabilität der Lebenshaltung im ganzen. Der Deutsche von heute weiß gar nichts mehr von Hungersnöten jener fürchterlichen Art, die Katastrophen gleich einbrachen und die Existenz des ganzen Volkes in ihren Grundfesten erschütterten; hört oder liest er von Katastrophen dieses Charakters in Rußland, in Indien oder China, so sind ihm das Begebenheiten von hinten weit in der Türkei. Die letzte eigentliche Hungersnot, die Deutschland heimgesucht hat, war wohl die der Sturm- und Winterjahre 1848/49. Sie hat besonders in Oberhessen schwer gewütet, wo sie die Folge von vier aufeinander folgenden Miskernten (1845 bis 1848) war und neben anderen Volkskrankheiten zu einer Typhusepidemie geführt hat, die Bischof zum Gegenstande seines Studiums gemacht hat. Auch das 18. Jahrhundert brachte in den Jahren 1771 bis 1772 eine Hungerperiode, die verheerendes Teile uneres Vaterlandes, Unterfranken z. B. und den Speßart, in tiefsten Jammer gestürzt hat, und was die Zeit des großen Krieges für Deutschland zu bedeuten gehabt hat, das weiß ja ein jeder. So hat wohl ein jedes Jahrhundert seine schweren Zeiten mit sich gebracht, allein im ganzen ist Deutschland doch schon seit reichlich einem halben Jahrtausend aus den wirtschaftlichen Zuständen herausgewandern, in denen schwere Hungersnöte zu den mehr oder weniger regelmäßigen und nur allzu häufigen Erscheinungen gehörten. Das waren Zeiten, wo Hungersnot, Teuerung und alle Schlimmen an ihre Ferien sich bescheidenden Miskernte dem Volke in Stadt und Land gar vertraute böse Gäste waren, deren Weich nicht einer Generation erspart blieb.

Das Mittelalter, das ist die eigentliche „Zeit der schweren Not“ im Lande gewesen. Die Jahrbücher unserer mittelalterlichen Geschichtsschreiber wimmeln von Unglücksnachrichten über Miskernten, Hungersnöte, Teuerungen. Viele davon beziehen sich auf örtliche Katastrophen, denn die politischen Ein-

richtungen brachten es ja im Grunde mit den gänzlich unentwickelten Handels- und Verkehrsverhältnissen mit sich, daß Deutschland in eine große Zahl, man könnte fast sagen: hermetisch abgeschlossener Wirtschaftsgebiete zerfiel, also daß sie etwa im Westlichen volle Schenern und Speicher haben mochten, indes in Thüringen das Hungergeldent durchs Land ging. Allein selbst bei vorzüglicher Verteilung der Duetlenmäßigkeit lebt doch Garmann, dem wir über diesen Gegenstand eine sehr sorgfältige Arbeit verdanken, allein für das 9. Jahrhundert vier und für das 12. Jahrhundert gar fünf allgemeine deutsche Hungersnöte an, wobei zu bedenken ist, daß diese sich in der Regel auf zwei, manchmal aber auf drei und selbst vier Jahre erstreckten. So sind z. B. die Jahre von 1195 bis 1198 als eine zusammenhängende Periode schwerer Not anzusehen, die 1196/97 ihren Höhepunkt erreichte, dann aber noch eine lange bittere Teuerungszeit nach sich gezogen hat, deren Dauer nach einigen Quellen noch fast ein ganzes Jahrzehnt betragen zu haben scheint! Von der Höhe und der springhaften Steigerung der Preise in dieser Zeit kann man sich eine Vorstellung machen, wenn man bei Meiner von Lütlich liest, daß der Mobius Roggen, der in guten Jahren 1/4 bis 1/2 Solidi kostete, 1195 und 1196 mit 18, 1197 aber bis zu 32 und 40, und 1198 noch immer mit mehr als 15 Solidis bezahlt werden mußte. Das 11. Jahrhundert ist im Gebiete des alten Deutschen Reiches im ganzen gnädiger vorüber gegangen, so daß sich nur eine allgemeine Hungersnot feststellen läßt; betrachtet man aber die überlieferten Angaben im einzelnen, so sieht man doch, daß es nur ganz wenige Jahrzehnte gewesen sind, in denen nicht einzelne, mehr oder weniger ausgedehnte Reichsteile von Hunger- und Teuerungszeiten heimgesucht worden sind.

Und diese Katastrophen fanden die Bevölkerung dazu noch stets so unvorbereitet, daß die Wirkungen und Folgen immer gleich die bösartigsten Formen annahm. In der Not griffen die armen Menschen zu geradezu widerlichen und scheußlichen Nahrungsmitteln, und selbst die Menschenfreierei ist mehr als einmal sicher bezogen. Erst im 12. Jahrhundert scheint diese Art der Vermeidung des Hungers endgültig überwunden zu sein — wenigstens im Kulturgebiete von Westeuropa: in Island, Ungarn, Estland und Kärnten, Böhmen, Polen und Schlesien werden Menschenfreierei zu Zeiten der großen Hungersnöte noch bis ins 14. Jahrhundert hinein erwähnt. Daß zu solchen Zeiten dann verheerende Epidemien ausbrachen, braucht kaum hinzugefügt zu werden, und sie müssen geradezu ungeheure Menschenmassen dahingerafft haben; 1282 sollen allein in Prag 8000, 1316 in Erfurt 7985 Menschen in den Massenräubern beerdigt worden sein; ganze große Dörfer leerten sich vollständig. Denn was der Tod verschonte, das ward gewöhnlich von einem für jene schwere Zeiten höchst charakteristischen Wanderfieber ergriffen. Zuweilen zogen sich die Verzweifelden, die keine Möglichkeit des Lebens auf der heimischen Scholle mehr hatten, an gewissen Punkten, bei Bischofsstädten etwa oder wohlhabenden Klöstern, zusammen, wo sie auf Unterstützung hofften: so lagen sie z. B. im Jahre 1316 in ganzen Scharen in Magdeburg auf den Straßen und vor den Toren der Stadt. Andere aber strichen planlos durchs Land, das von zahllosen Haufen jämmerlicher Bettler unsicher gemacht wurde, und es geschah, daß auf solchen Elendzügen Westdeutsche bis nach Süd und den Mitteländern vertrieben wurden. Als 1095 und 1147 das Kreuz gepredigt wurde, da hatten gerade schwere Hungersnöte das Land durchfest, und es steht außer Zweifel, daß da, wo der Jammer am größten war, sich besonders viele Desperados bereit zeigten, dem Rufe zur Fahrt ins Morgenland Folge zu leisten.

Wenn wir in diesen Tagen von Teuerungsunruhen in Belgien und Frankreich lesen, so haben derartige Vorgänge sich in jenen schweren Zeiten gleichfalls bereits abgespielt. Als der Bischof Poppe von Trier im Hungerjahre 1095 mit großem Gefolge zur Kirche ritt

